

Humboldt-Universität zu Berlin
Philosophische Fakultät III
Institut für Sozialwissenschaften
Sommersemester 2013



Vertiefungsseminar
*Sozialwissenschaftler_innen als Komplexitätsjongleure
in Wissenschaft und Beruf*

Hausarbeit

Absolvent_innenstudie 2013:

Subjektive Ansprüche an Berufstätigkeit –
Sozialwissenschaftler_innen zwischen Idealismus und Sicherheit

vorgelegt von Judith Heinmüller
judith.heinmueller@cms.hu-berlin.de

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
2. Theorie.....	3
3. Methode.....	6
4. Auswertung.....	9
4.1 Innerer Antrieb und Motivation.....	9
4.2 Inhaltliche Ansprüche an eine Tätigkeit.....	14
4.3 Formale Ansprüche an eine Tätigkeit.....	18
5. Fazit.....	22
6. Literaturverzeichnis.....	24
7. Anhang.....	25

1. Einleitung

„In dem Augenblick, wo Sie sich dem spezifischen Denken der Soziologie öffnen und ihre Analysen ernst nehmen, verändert sich Ihr Blick auf das Selbstverständliche um Sie herum. Das hat Folgen für Sie und Ihre Mitmenschen, und so werden sie gewollt oder ungewollt zum Störenfried, nicht unbedingt im aggressiven Sinn, aber immerhin.“
(Abels 2009: 9)

Sozialwissenschaftler_innen als Störenfriede der Gesellschaft, als ewige Weltverbesserer, als leidenschaftliche Idealisten. Ein Bild, das einem immer wieder begegnet – in Zeitungen (vgl. Honert 2006), Alltagsgesprächen oder auch, wie in diesem Fall, in wissenschaftlichen Einführungsbänden zum Soziologiestudium. Der Hinweis auf dieses Zitat stammt von einem Absolventen des Fachs – Empfinden Sozialwissenschaftler_innen sich also selbst als solche Störenfriede?

„Und (ähm) da lachst du natürlich erstmal drüber und (ähh) mit der Zeit fällt dann aber schon auf, dass da schon was dran ist. Also man muss da erstmal so seinen Weg finden (ähm) wie man überhaupt damit umgeht, dass man nicht anfängt die ganze Zeit in seiner Umwelt irgendwie die Welt versucht zu erklären, wie sie nach eigenen Vorstellungen funktioniert, was man da so sozialwissenschaftlich herausfindet.“
(Trans_KJ_012013: 442-446)

„(...) ich glaube, es ist definitiv so ein relativ großer Anteil von Persönlichkeit enthalten, der tatsächlich auch so Weltverbesserer ist.“ (Trans_KJ_182013: 382-383)

Ist es wirklich Idealismus, der Absolvent_innen dieses Studiengangs antreibt? Und welchen Einfluss hat diese Antriebskraft auf die subjektiven Ansprüche, welche Sozialwissenschaftler_innen an eine berufliche Tätigkeit stellen?

Diesen Fragen soll in der vorliegenden Arbeit anhand von Leitfadenterviews, die mit Absolvent_innen der Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin geführt wurden, nachgegangen werden. Der qualitative Zugang erscheint hier angemessen und besonders ertragreich, um sich der subjektiven Perspektive der Absolvent_innen und ihrer individuellen Relevanzsysteme anzunähern. Die Interviews wurden im Rahmen einer

Absolvent_innenstudie am Institut für Sozialwissenschaften durchgeführt und dienen zur Ergänzung einer quantitativen Befragung, die im Jahr 2012 stattfand.

Nun gehört zu den Zielen von nahezu jeder Absolvent_innenstudie, zu untersuchen, ob die Integration und Etablierung der Befragten auf dem Arbeitsmarkt *erfolgreich* war (Kühne 2009: 34). Als Indikatoren für Erfolg wird zumeist das Einkommen herangezogen, ebenso wie der soziale Status oder die Adäquanz der Tätigkeit. Diese Arbeit folgt dem Gedanken, dass Erfolg – auf einer subjektiven Ebene – auch mit der Erfüllung der eigenen, individuellen Ansprüche zusammenhängt. Im Theorieteil der Arbeit soll noch genauer auf die Messung von Erfolg im Zusammenhang mit Absolvent_innenstudien eingegangen werden.

Es stellt sich jedenfalls die Frage, wie der Erfolg von Sozialwissenschaftler_innen überhaupt gefasst und untersucht werden kann – misst er sich an materiellen Werten und Statussymbolen oder doch an idealistischen Zielen, wie es eingangs angedeutet wurde? Welche Ansprüche sind es, die Sozialwissenschaftler_innen wirklich an ihre Tätigkeit stellen? Und welche Rolle spielt es für die Absolvent_innen, dass ihnen diese Tätigkeit adäquat zu den Inhalten des Studiengangs erscheint, soll sie das Studium doch auf ein Spektrum von Positionen in verschiedenen Berufsfeldern vorbereiten? Welche Tätigkeiten werden als angemessen empfunden und inwiefern hängen diese mit Inhalten des Studiums zusammen?

Nachdem der Gegenstand der vorliegenden Arbeit nun weit aufgeschlüsselt wurde und die verschiedenen Dimensionen und Vorannahmen dargelegt wurden, soll die Fragestellung noch einmal verdichtet werden: Welche subjektiven Ansprüche stellen Sozialwissenschaftler_innen an eine berufliche Tätigkeit und welche Rolle spielen dabei Adäquanz und Erfolg für sie?

Im Folgenden soll diese Fragestellung zunächst in einen größeren theoretischen Kontext eingebettet werden, indem das Verständnis von zentralen Begrifflichkeiten, wie *Erfolg* und *Adäquanz* geklärt wird. Ebenso sollen das Berufsfeld und die Arbeitsmarktsituation von Sozialwissenschaftler_innen skizziert werden. Im Anschluss wird die Studie, die als Datenbasis für die Analyse dient, kurz vorgestellt und das methodische Vorgehen geschildert. Darauf folgen die Auswertung der Interviews und die Vorstellung der zentralen Ergebnisse. Hierbei wird ausreichend Raum für die subjektive Perspektive der Befragten gelassen. In einem Fazit werden die Ergebnisse abschließend noch einmal kontextualisiert und diskutiert, um mit einem Ausblick auf zukünftige Forschungsfragen und -potentiale zu schließen.

2. Theorie

Schon lange wird in öffentlichen Diskussionen, aber auch in wissenschaftlichen Fachdebatten nach dem Berufserfolg von Akademiker_innen gefragt. Einen neuen Aufschwung bekam die Thematik allerdings im Zuge der Diskussion über die Hochschulexpansion, aufgrund derer viele fürchten, die Zahl der Hochschulabsolventen werde in Zukunft die Zahl der angemessenen Stellen für diese deutlich übersteigen (vgl. Teichler 2003: 141) und somit den Erfolg von Akademiker_innen auf dem Arbeitsmarkt erschweren.

Was als *Erfolg* für Akademiker_innen gilt, wird von den Beteiligten jedoch immer wieder neu definiert und interpretiert und auch in den wenigen Studien zu diesem Thema stets unterschiedlich operationalisiert. Zu den Indikatoren für Erfolg, die Kühne (2009) nennt, gehören eine geringe Arbeitslosenquote, ein hohes Einkommen, ein relativ glatter Übergang vom Studium in den Beruf (z.B. eine niedrige Stellensuchdauer), ein hoher sozialer Status, eine hohe Adäquanz der Beschäftigung (manchmal auch Wissenschaftsnähe), eine gute vertragliche Absicherung und in manchen Fällen auch eine hohe Arbeitszufriedenheit oder Selbsteinstufung des beruflichen Erfolgs (vgl. Kühne 2009; Teichler 2003).

Hinter der Beurteilung an materiellen Maßstäben und Status verbirgt sich häufig die Einstellung, Investitionen in Bildung müssten sich *lohnen*. Dabei konnten Befragungen von Absolvent_innen und Studierenden immer wieder belegen, „dass auf sachliche Beziehungen von Studium und Beruf sowie auf interessante und anspruchsvolle Tätigkeiten viel mehr Wert gelegt wird als auf Einkommen und Status“ (Teichler 2003: 44). Um also dieser Perspektive gerecht zu werden, umfasst eine Definition von Berufserfolg auch in den meisten Fällen die Adäquanz der Beschäftigung. Was darunter verstanden wird, hängt auch immer davon ab, was als „Idealtyp akademischer Beschäftigung auf verschiedenen Ebenen“ (Teichler 2003: 151) angesehen wird.

Zu den Dimensionen von Adäquanz zählen meist ein beruflicher Status (hinsichtlich Einkommen, Positionshöhe und gesellschaftlicher Anerkennung), der dem Niveau der Bildungsqualifikation entspricht, das Anwenden von im Studium erlangten Fähigkeiten, ein hoher Anspruch hinsichtlich kognitiver Anforderungen und Problemlösungsfähigkeit, sowie die Attraktivität des beruflichen Einsatzes, die sich für die meisten Absolvent_innen an hohen Dispositionsspielräumen, Möglichkeiten der Weiterbildung und hoher Verantwortlichkeit

festmacht (vgl. Kühne 2009: 37). Häufig stößt man in der Literatur auch auf eine Verdichtung dieser Dimensionen zur *vertikalen Adäquanz* – bezogen auf Status und Positionshöhe – und zur *horizontalen Adäquanz* – bezogen auf die inhaltliche Passung von Studium und beruflicher Tätigkeit (vgl. Kühne 2009: 38f.).

Kühne weist jedoch ganz richtig darauf hin, dass „die Beurteilung der inhaltlichen Passung einer Beschäftigung [...] an den Vergleich der Studieninhalte mit dem jeweiligen Berufsfeld gekoppelt (ist). Allerdings existieren nicht für alle Studiengänge abgrenzbare Berufsfelder“ (ebd.: 39). Dass insbesondere das Studium der Sozialwissenschaften nicht auf ein solches abgrenzbares Berufsfeld vorbereitet, sondern mit einer großen Breite des Beschäftigungsspektrums nach dem Abschluss einhergeht, ist unstrittig (vgl. Teichler 2003; Kräuter/Oberländer/Wießner 2009; Diaz-Bohne/Küffer 2004; Kühne 2009). Teichler (2003) weist außerdem auf die methodische Problematik hin, dass Absolvent_innen, wenn sie nach der horizontalen Adäquanz ihrer Beschäftigung befragt werden, „oft zu Experten erklärt (werden), die den Zusammenhang von Entstehung und Verwendung von Qualifikation analysieren können“ (Teichler 2003: 48). Es wird also eine Objektivität der Befragten vorausgesetzt, welche im Kontext qualitativer Interviews, die auf subjektive Bedeutungskonstruktionen abzielen, nicht gegeben ist.

Gleichzeitig wird aber vermehrt festgestellt, dass sich berufliche Adäquanz nur unzureichend über objektive Maßstäbe, also von außen feststellen lässt und die subjektive Einschätzung der Beschäftigten stärker einbezogen werden muss (vgl. Kühne 2009: 38). Es erscheint also durchaus sinnvoll – so wie in der vorliegenden Arbeit angestrebt – der subjektiven Perspektive der Absolvent_innen in Hinblick auf die inhaltliche Übereinstimmung von beruflicher Tätigkeit und Studium mehr Aufmerksamkeit zu widmen – besonders für Sozialwissenschaftler_innen, für die eine objektive Beurteilung der beruflichen Adäquanz aufgrund der fehlenden „Berufsfeldprägnanz“ (Diaz-Bohne/Küffer 2004: 171) zusätzlich erschwert wird. Im Rahmen einer qualitativen Studie erscheint es auch wenig problematisch, die Befragten zu Expert_innen zu erklären – für ihre eigene Situation und Sichtweise sind sie das durchaus.

Ein weiterer Themenkomplex, der meist zu den Indikatoren für Berufserfolg gezählt wird, ist die vertragliche Absicherung, die häufig mit einem glatten Übergang vom Studium in den Beruf zusammenhängt. Denn unter einem gelungenen Übergang wird nicht nur eine kurze

Stellensuchdauer verstanden, sondern auch häufig der direkte und zügige Übergang in eine abgesicherte Beschäftigung und nicht, wie es für die Geistes- und Sozialwissenschaften oft berichtet wird, das Hintereinanderreihen von unbezahlten oder schlecht vergüteten Praktika. Allgemein wird bei Studiengängen, die durch eine eher offene Beziehung von Studium und Beruf gekennzeichnet sind, oft festgestellt, dass die Absolvent_innen einen „schwierigeren Übergangsprozess“ (Teichler 2003: 154) durchleben. Besonders im Bereich der Wissenschaft, aber auch in anderen Berufsfeldern der Sozialwissenschaften, wie dem Journalismus oder der Sozialwirtschaft sind Absolvent_innen häufig mit prekären Beschäftigungen konfrontiert. Je nach Definition kann dies die materielle Absicherung, die vertragliche Befristung, die Arbeitszeiten oder andere Arbeitsbedingungen umfassen.

Es gibt jedoch Hinweise darauf, dass die Unsicherheit, mit der Hochqualifizierte in ihrem Berufsverlauf konfrontiert sein können, von den Betroffenen recht ambivalent wahrgenommen wird. Dörre und Neis (2008) stellen fest, dass „Unsicherheit [...] in Abhängigkeit von Lebensalter, Geschlecht, Qualifikation und Familienverhältnissen höchst unterschiedlich verarbeitet wird“ (ebd.: 131). In einer qualitativen Untersuchung der Ansprüche von Sozialwissenschaftler_innen an eine berufliche Tätigkeit besteht also auch Potential, etwas über diese subjektiven und individuellen Sichtweisen auf Stabilität und Unsicherheit in Hinsicht auf Berufstätigkeit zu erfahren. Eine von Dörre und Neis (2008) aufgestellte Typologie liefert bereits interessante Hinweise, welche Relevanzsysteme für Sozialwissenschaftler_innen möglicherweise eine Rolle spielen: „Gerade für Hochqualifizierte gilt, dass das Interesse an der Tätigkeit und der Freiheitsgewinn, der mit flexiblen Arbeitsformen verbunden ist, das Empfinden sozialer Unsicherheit überlagert“ (ebd.: 132). In Bezug auf Wissenschaftler_innen wird angenommen, dass Arbeit für sie in besonderem Maße „intrinsisch motiviert und mit einer hohen Sinnhaftigkeit aufgeladen (ist)“ (ebd.: 138).

Diese Ausführungen lassen auf eine eher geringe Reichweite von Erfolgsindikatoren wie Einkommen, Status oder vertragliche Absicherung für Sozialwissenschaftler_innen schließen. Auch Teichler (2003) gibt zu bedenken, dass die vorgestellten Indikatoren für die Analyse von Einzelfällen nur wenig geeignet sind: „Manche Absolventen wünschen sich eine Tätigkeit, die nicht eng mit dem Studium zusammenhängt; manchen macht es Freude, verschiedene kurzfristige Beschäftigungsmöglichkeiten zu erproben; manche wählen wenig anspruchsvolle Aufgaben, um in der Nähe des Partners zu leben“ (ebd.: 146). Gerade solchen Einzelfällen

und individuellen Relevanzsystemen soll in der vorliegenden Arbeit Raum gegeben werden. Besonders interessant erscheint zugleich, ob hierbei bestimmte Muster oder Besonderheiten zu erkennen sind, die vielleicht speziell für Absolvent_innen der Sozialwissenschaften charakteristisch sind.

3. Methode

Die Transkripte, die als Grundlage für die Auswertung dienen, sind das Ergebnis von Leitfadeninterviews, die im Rahmen eines Vertiefungsseminars am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität Berlin im Sommersemester 2013 durchgeführt wurden. Ziel des Seminars war es, mithilfe qualitativer Interviews die Ergebnisse einer Online-Befragung von Absolvent_innen des Instituts aus dem Vorjahr zu ergänzen und zu vertiefen. Ein bestehender Datenpool, der etwa 1.000 E-Mail-Adressen von Absolvent_innen enthält, wurde als Zugang genutzt. Aus den 66 Rückmeldungen ergab sich eine Anzahl von 22 Interviews, die letztlich realisiert werden konnten. Zum Zeitpunkt der Auswertung standen insgesamt 14 von diesen als Transkripte zur Verfügung und bilden somit das Material, mit dem hier gearbeitet wurde. Auswahlkriterien für die durchgeführten Interviews waren neben der terminlichen und räumlichen Verfügbarkeit vor allem die Art des Abschlusses – der Fokus lag auf Absolvent_innen der Bachelor- und Masterstudiengänge, um möglichst aktuelle Ergebnisse erlangen und Vergleiche zwischen den beiden Abschlussarten ziehen zu können.

Natürlich ergeben sich aus diesem Auswahlverfahren gewisse Einschränkungen, beziehungsweise Verzerrungen, die an dieser Stelle kurz reflektiert werden sollen. Konkret ist es wichtig, sich bewusst zu machen, welche Merkmale von den Befragten vertreten werden und welche Sichtweisen durch sie vielleicht nicht wiedergegeben werden (können). Unter den 14 Interviewten befinden sich neun, die das Studium mit einem Master abgeschlossen haben, ein Bachelorabsolvent, sowie vier Diplom-Sozialwissenschaftler_innen. Was das Geschlecht betrifft, ordnen sich zehn der Befragten dem männlichen Geschlecht zu und vier dem weiblichen. Die Altersspanne reicht von 25 bis 49 Jahre, wobei acht der Befragten zwischen 30 und 33 Jahre alt sind. Drei der Befragten sind verheiratet, zwei von ihnen haben Kinder. Drei weitere Befragte leben in einer festen Partnerschaft, die übrigen acht Personen bezeichnen sich als ledig. Zwei der Befragten sind zum Zeitpunkt des Interviews arbeitssuchend und beziehen die entsprechenden Fragen deshalb auf ihre letzte Tätigkeit. Diese mit einbezogen, ergibt sich hinsichtlich der beruflichen Tätigkeit ein interessantes Bild: Während die Hälfte der Befragten in der Wissenschaft tätig ist oder war und vier von ihnen

promovieren, sind die Tätigkeiten der anderen Hälfte der Befragten außerhalb der Wissenschaft angesiedelt.

Führt man sich vor Augen, unter welcher Fragestellung Absolvent_innenstudien zumeist stehen – nämlich dem *erfolgreichen* Verbleib auf dem Arbeitsmarkt – so gewinnt der Aspekt der Selbstselektion beim dargestellten Zugang zu den Befragten noch einmal an Relevanz. Es muss bedacht werden, welche Absolvent_innen sich wohl auf eine entsprechende Anfrage ihrer ehemaligen Universität zurückmelden und für ein Interview bereit sind. Es ist möglich, dass die meisten dieser Absolvent_innen ein eher positives Verhältnis zur Universität und zum Institut haben. Es kann weiterhin davon ausgegangen werden, dass Absolvent_innen in eher prekären und/oder studienfernen Beschäftigungsverhältnissen, sowie solche, die sich nicht als *erfolgreich* empfinden und/oder unzufrieden mit ihrer derzeitigen Tätigkeit sind, nicht unbedingt bereit waren, an qualitativen Interviews zu diesem Thema teilzunehmen. Neben den pragmatischen Einschränkungen, die sich durch den Interviewzeitraum (Juni/Juli 2013) und die räumliche Begrenzung (Berlin und Umgebung) ergab, sollten mögliche Verzerrungen durch die eben ausgeführten Effekte der Selbstselektion bei der Betrachtung der Ergebnisse stets mitgedacht werden.

Um ein möglichst breites Themenspektrum abzudecken, welches dem Vorhaben, die Interviews unter individuellen Fragestellungen der Seminarteilnehmer_innen auszuwerten, gerecht werden sollte, entschied man sich für die Erarbeitung eines Leitfadens mit vermehrt erzählgenerierenden Fragen. Aus dieser Vorgehensweise ergibt sich, dass sich für jede Fragestellung nur bestimmte Abschnitte der Interviewtranskripte als relevant für die Auswertung darstellen. In einem ersten Auswertungsschritt wurden also eben diese Sequenzen identifiziert. Auswahlkriterium war hierbei, ob in den Abschnitten Aussagen zur Antriebskraft (u.a. Studienmotivation), der Adäquanz oder den subjektiven Ansprüchen an eine Tätigkeit (u.a. Bewertung der derzeitigen Tätigkeit, Erfolg) gemacht wurden. Zur Analyse der Abschnitte wurden im Folgenden Auswertungskategorien entwickelt, wobei auf methodische Ansätze der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2000), der Auswertungstechnik am Material nach Schmidt (1997) und der Grounded Theory (Oertzen 2006) zurückgegriffen wurde.

Die Kombination verschiedener Auswertungsmethoden je nach Untersuchungsgegenstand und Fragestellung wird in der qualitativen Forschung immer wieder empfohlen und bietet

auch in diesem Fall den besten Zugang zum Material. Die Isolation der relevanten Abschnitte in den Transkripten beschreibt Mayring (2000) als „Regelgeleitetheit: Das Material wird, einem inhaltsanalytischen Ablaufmodell folgend, in Analyseeinheiten zerlegt und schrittweise bearbeitet“ (ebd.: 3). Auch Schmidt (1997) empfiehlt als „eine Möglichkeit, in die Analyse des transkribierten Materials einzusteigen, [...] das Material daraufhin durchzusehen und zu kennzeichnen, welche Themen und Aspekte vorkommen. (ebd.: 547). Die Zuordnung der isolierten Abschnitte zu bestimmten Themen stellt bereits den ersten Schritt auf dem Weg zu einem Kategoriensystem dar.

Ein solches wird auch als „core and central tool“ (Kohlbacher 2005: 11) der qualitativen Inhaltsanalyse bezeichnet. Der Anspruch dieser Methode ist hoch: „qualitative content analysis claims to synthesize two contradictory methodological principles: openness and theory-guided investigation“ (ebd.: 12). Die Auflösung dieses Widerspruchs soll durch einen ständigen Austauschprozess zwischen Fragestellung, theoretischen Vorüberlegungen und dem Material erfolgen, in dessen Verlauf schrittweise Auswertungskategorien entwickelt werden (vgl. Schmidt 1997). In der qualitativen Inhaltsanalyse wird dieses Vorgehen auch als induktive Kategorienentwicklung bezeichnet, bei dem man im Gegensatz zur deduktiven Vorgehensweise die Kategorien aus dem Material heraus entwickelt, anstatt theoriegeleitete und im Vorfeld formulierte Kategorien anzuwenden (vgl. Kohlbacher 2005; Mayring 2000).

Ein solches Kategoriensystem wurde auch anhand der vorliegenden Transkripte Schritt für Schritt entwickelt, wobei man sich bei diesem Teil der Auswertung eher an bestimmten Überlegungen der Grounded Theory orientierte, denn bei dieser Methode „wird die theoretische Offenheit stärker betont; es handelt sich weniger um einen Austausch zwischen Material und Vorannahmen, sondern vor allem um Theorieentwicklung aus dem Material“ (Schmidt: 553). Aus den so entwickelten Auswertungskategorien wurde ein Codierleitfaden erstellt, auf dessen Grundlage im nächsten Auswertungsschritt die Codierung aller Interviews erfolgte (Anhang 1). Die Ergebnisse der Auswertung vermitteln einen umfassenden Einblick in die subjektiven Sichtweisen von Sozialwissenschaftler_innen auf das, was sie antreibt, was sie als adäquat empfinden und was ihnen an einer Tätigkeit wichtig ist und sollen nun im Folgenden vorgestellt und erläutert werden.

4. Auswertung

4.1 Innerer Antrieb und Motivation

Ein Aspekt, der von beinahe allen Befragten im Laufe des Interviews genannt wurde und wohl eine der zentralsten Antriebskräfte und einen der wichtigsten Ansprüche an eine Tätigkeit für die untersuchten Absolvent_innen darstellt, ist ein großes, ja oft *leidenschaftliches Interesse* für das, was sie tun. Die Arbeit soll nicht bloßes Mittel zum Zweck sein, sondern Spaß machen und im besten Fall begeistern. Schon das Studium wurde von vielen Befragten aus purem Interesse aufgenommen und war nur selten mit konkreten beruflichen Vorstellungen verbunden, die im Laufe des Studiums teilweise zugunsten anderer Schwerpunkte wieder verworfen wurden. Es fällt auf, dass die Begeisterung und das Interesse für die Studieninhalte als wenig rationales Entscheidungskriterium empfunden werden:

„Also ich hab wirklich das Studium aus ner, aus nem Interesse heraus gewählt, ohne, naja, muss ganz ehrlich sagen, hätte ich ganz bestimmt nicht Sozialwissenschaften studiert, hätte ich vielleicht, weiß ich nicht, Maschinenbau oder Mathematik, Physik studiert, wobei in Mathe war ich zu schlecht. Andere Geschichte... ähm. Aber dann hätte man irgendwas gewählt wo man mehr Substanz hinter hat, weil letztendlich isses ja heute hört man ja oft, Studium, brotlose Kunst (lacht) war so der Tenor, aber mich hats einfach interessiert“ (Trans_KJ_102013:448-454)

Mehrfach wird es sogar als *Luxus* bezeichnet, ein Studium aus reinem Interesse aufzunehmen und als *Glück*, mit dem, was man mit Freude und Interesse tut, Geld zu verdienen. Der Aspekt der Begeisterung wird also nicht als selbstverständlich wahrgenommen, sondern als Privileg, für das im Zweifelsfall auch auf andere (z.B. materielle) Dinge verzichtet werden muss. In einigen Fällen wird deutlich, dass es sich bei der Entscheidung für das Studienfach um eine teils sehr reflektierte und stark intrinsisch motivierte Wahl handelte:

„Das war glaub ich das, was ich schon immer studieren wollte. (Ähm) ich wollt's, mich hat's immer interessiert, wie funktioniert Gesellschaft, wie funktionieren die Menschen, wie hängt das alles zusammen, wie funktioniert Macht, wie funktioniert Organisation. (Ähm) das konnt ich damals vielleicht nicht so in diesen klaren Worten formulieren. Aber ich hab das aufgesogen, wie 'n Schwamm“ (Trans_KJ_142013:536-540)

„Ich hatte einfach bestimmte Fragen an die Welt, bestimmte Sachen, die mir nicht klar waren und wollte einfach für mich noch ein paar Dinge verstehen. Ich hatte das Gefühl, dass das mit Soziologie geht und das war dann einer der Gründe warum ich angefangen habe, das zu studieren“ (Trans_KJ_032013:287-290)

Dieser außerordentliche Drang nach Wissen, der über reines Interesse noch hinausgeht, entstammt den Befragten selbst zufolge interessanterweise ähnlichen biografischen Erfahrungen. Drei der Befragten erzählen davon, vor dem Studium eine handwerkliche Ausbildung gemacht zu haben und erst später für sich die Motivation entdeckt zu haben, sich rein intellektuell mit bestimmten Themen auseinanderzusetzen. Bei zwei der Befragten kommt hinzu, dass diese in der DDR aufgewachsen sind und ihr Studium als eine Art Befreiung empfanden – und sogar zur Aufarbeitung nutzten:

„Ich wollt's unbedingt wissen, vor allen Dingen in dieser Umbruchzeit damals, ich hatte ja ne eigene Geschichte mit dieser DDR und jetzt kam plötzlich ganz was anderes und das wollt ich auch vergleichen. Also für mich, theoretisch auch, so 'n bisschen aufarbeiten und gucken, wie war das eine, wie war das andere“ (Trans_KJ_142013:552-555)

Auch wenn es sich hierbei um Einzelfälle handelt, sind Leidenschaft und Interesse doch in fast allen untersuchten Fällen Motive, die als Antrieb für Studium und berufliche Tätigkeit genannt werden und die in vielen Fällen als Grundvoraussetzung für Glück und /oder Zufriedenheit im Arbeitsleben bezeichnet werden.

Zu Beginn dieser Arbeit wurde bereits angedeutet, dass der Idealismus, der Sozialwissenschaftler_innen oft unterstellt wird, in den subjektiven Relevanzsystemen der Befragten wiederzufinden war. Tatsächlich spielt er als Antriebskraft und Anspruch an eine Tätigkeit in den Interviews eine große Rolle. Hierbei sind allerdings verschiedene Dimensionen zu erkennen. Zum einen geht es um das, was wohl die gängigste Assoziation mit idealistischen Zielen ist: die Befragten möchten etwas verändern, wollen ihren Beitrag dazu leisten, die Welt zu verbessern.

„Es gibt halt so eine Idealvorstellung von Welt, die man hat, und denn gibt's die wahnsinnig friedlich ist und irre kooperativ und total nett. So wär's gern, dann gibt's

die Welt, die ist davon oft nochmal entfernt, in einigen Punkten ist man schon so weit. und die Frage sozusagen, was könnte ich dazu beitragen, diesem Idealbild ein Stück näher zu kommen. Ist hoch gegriffen, zugegebenermaßen, aber die Idee ist da. und ich finde es einfach irre spannend“ (Trans_KJ_042013:619-624)

„Ok ich bin da schon irgendwo an einem kleinen Schlüsselposition, wo ich was bewegen kann, wo ich zumindest eine Meinung publik machen kann und in so eine Richtung muss es halt gehen. (Ähm) es könnte immer mehr sein. Man könnte immer mehr bewegen können und so weiter und so fort“ (Trans_KJ_012013:669-672)

Als weitere Dimension ergibt sich aus dem Material dann aber auch der Wunsch danach, sich mit der eigenen Tätigkeit *identifizieren* zu können – man will mit dem, was man tut, vor sich selbst bestehen können, möchte sich selbst im Spiegel anschauen können und dabei voll hinter dem stehen, was man tut. Dieser Anspruch ist natürlich stets an die eigenen Vorstellungen davon gebunden, was moralisch *richtig* und *gut* ist und somit auch einer idealistischen Sichtweise zuzuordnen.

„Ich würd ganz gerne in Spiegel schauen können und sagen können, die Arbeit, die ich mache, ist erst mal (meine individuelle Ebene) ist eine Arbeit, für die ich vor mir selbst bestehen kann. Also in Arbeit, wo ich nicht vor mir selbst stehen kann, wie z.B. Zigaretten an Kinder verkaufen oder irgendwie beim Tabakkonzern arbeiten“ (Trans_KJ_042013:646-450)

„Und dort hab ich die befristete Stelle (...) auslaufen lassen, weil es auch ganz klar war, das ist 'n Laden (ähm), in dem ich nicht arbeiten möchte. Nicht weil die nicht gut sind in der Jugendhilfe, sondern weil die ne Haltung und innere Struktur im Umgang mit Mitarbeitern haben, die wenig mit Konsequenz, (ähm) klarer Aussage und Struktur und mehr mit "ach wir reden mal miteinander" zu tun hatte und das bin ich nicht“ (Trans_KJ_142013:144-148)

Neben den genannten Dimensionen spielt die Sinnhaftigkeit der Tätigkeit auch insofern eine Rolle, als ein deutlich erkennbares Arbeitsergebnis gewünscht wird. Man möchte mit seiner Arbeit also etwas Konkretes erreichen und sich nicht als kleines Rädchen im Getriebe fühlen.

„Ich will irgendwie da ne Arbeit in der Hand haben am Ende eines Projektes und nicht einfach nur ähm einen schrammeligen Gesetzestext, der dann wieder nicht verabschiedet wird. Das ist auf Dauer auch n bisschen unbefriedigend“ (Trans_KJ_112013:634-637)

„Eigentlich ist Wissenschaft da ein bisschen unter Legitimationsdruck, wenn sie sich auch jetzt als irgendwie anwendungsorientiert versteht, was ja nicht alle tun, (ähm) dass das, ja, dass halt immer so sehr verspätet eigentlich auch nur zurückgebracht werden kann. Das ist auch was, wo ich halt, weil ich eben so ein "Zwitter" bin. Ich fühl mich halt schon auch so an diesem Wissenschaftskontext wohl und richtig, aber ich habe eben auch diese Seite, wo ich das Gefühl habe, so: Ein bisschen mehr Praxisbezug, ein bisschen mehr (ähm) ja tatsächlich auch konkret was Praktisches gestalten, was tun, direkt einen Output sehen“ (Trans_KJ_162013:530-537)

Hier kommt ein interessanter Aspekt zutage: Wissenschaft und Praxis stehen demnach in einem Widerspruch zueinander. So äußert sich in den Interviews der Anspruch, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit auch in die Praxis tragen zu wollen, um dort etwas zu bewirken.

„Finde ich irre spannend den akademischen Diskurs auch zu führen und den Austausch darüber und so Ideen weiterzuentwickeln und dann aber trotzdem diesen akademischen Diskurs in die Praxis zu tragen und versuch, da was anzurichten. Fand ich in dem Bereich besonders spannend.“ (Trans_KJ_042013:627-630)

„Erfolg ist für mich, also mit mir selbst zufrieden zu sein und mich damit identifizieren zu können, was ich mache. Also das ist diese persönliche Perspektive von Erfolg, dass man eben, also, das gerne macht, was man macht und darin, was man macht, Sinn sieht. Also das ist irgendwie auch..also für mich ist es ganz wichtig, dass das was ich mache nicht nur für die Wissenschaft interessant ist, sondern auch was bringt für die Gesellschaft“ (Trans_KJ_052013:317-322)

Als ebenso widersprüchlich und unvereinbar wird es teilweise angesehen, mit einer sinnhaften und idealistischen Ansprüchen genügenden Arbeit zu materiellem Wohlstand zu gelangen. Hier kommt eine ähnliche Argumentation zum Tragen, wie bei der Begeisterung und dem Interesse an der Arbeit – auch das Verfolgen idealistischer Ziele erscheint nur auf Kosten

anderer Dinge möglich.

„Und da (äh) engagieren wir uns gerade sehr. Auch wenn das gerade wirtschaftlich nicht der Renner ist (ähm), ne schwarze Null muss auch mal reichen“

(Trans_KJ_142013: 837-838)

„Wenn das, was ich tue dann irgendwo diese (ähm) diese Selbstzufriedenheit mit dem Job, dieses sich mit dem identifizieren können, das Gefühl haben man, ja, schadet niemand anderen mit dem, was man tut, mit wem, womit man sein Geld verdient, das ist schon wichtig. Und das muss man sich auch erkaufen. ja, Das ist klar. Das ist halt genau das. Damit verdient man halt auch was, das ist kein Geld. Geld verdient man halt mit Sachen, die andere Leute halt irgendwie belasten, in irgendeiner Form. Das ist meistens so. So funktioniert das System“ (Trans_KJ_012013: 696-702)

Neben den beiden zentralen Antriebskräften, die nun beschrieben wurden, gab es auch bei einem kleineren Teil der Befragten Hinweise auf eine Motivation durch die Anerkennung ihrer Arbeit durch andere – wobei die Aussagen hier weniger auf einen hohen Status oder soziales Prestige abzielten, sondern vielmehr den Wunsch nach *Wertschätzung der eigenen Arbeit* offenbarten.

„Man ist früh losgefahren, irgendwohin zu nem Unternehmen, hat echten Leuten gegenüber gesessen und wurde zum einen anerkannt als Experte. Ist ein tolles Gefühl, eine Würdigung der bisherigen Lernleistung, die man hat. Und der Arbeitsleistung, obwohl man in der Regel, viele Jahre nicht Jahrzehnte jünger war, als die Leute, denen man gegenüber saß. Es war ein Gespräch auf Augenhöhe und dann einfach mit diesen Leuten zusammen sehr konstruktive Probleme bearbeitet(...)“ (Trans_KJ:042013:204-210)

„Interviewer 2: (...) wenn jemand sagt, ja das ist gut, was Sie getan haben, wie wichtig ist Ihnen das? Befragter: Das ist ganz wichtig. Weil es Identität stiftet.“ (Trans_KJ_142013:802-805)

„(...)aber einfach, dass man auf sein Arbeitsleben zurückblicken kann und vielleicht dann sagt und die Enkel turnen rum. Opa, das ist ja cool, was du mal gemacht hast. So

das glaube wär mir schon wichtig“ (Trans_KJ_042013:666-668)

4.2 Inhaltliche Ansprüche an eine Tätigkeit

Nachdem nun ausführlich darauf eingegangen wurde, welcher Antrieb und welche allgemeinen Anforderungen an eine Tätigkeit den Aussagen der befragten Absolvent_innen entnommen werden konnten, soll es im Folgenden um explizite inhaltliche Ansprüche gehen, die an eine berufliche Tätigkeit gestellt werden. Zentral ist dabei der Wunsch nach einem angenehmen Arbeitsumfeld, netten Kollegen und konstruktiver Teamarbeit. Ein positives Arbeitsklima und ein gutes Verhältnis zu Vorgesetzten und Kolleg_innen wird von den Befragten als sehr wichtig empfunden. Hierzu gehören für einige auch eine ausgeprägte Feedback-Kultur und die Möglichkeit, kritisch zu sein, ohne mit starren Hierarchien in Konflikt zu geraten.

Ein weiterer Punkt, der wiederholt genannt wird, ist die Entwicklungsperspektive. Es wird viel Wert darauf gelegt, eine anspruchsvolle Tätigkeit auszuüben, bei der sich die eigenen Fähigkeiten und Leistungen stets weiterentwickeln können. Die Befragten suchen ausdrücklich nach Herausforderungen und der Möglichkeit, immer wieder etwas dazuzulernen. Dies äußert sich auch in dem Wunsch, bei der Arbeit keinesfalls unterfordert zu sein.

„Also ich will was lernen dabei. Und es muss schon, es klingt immer so doof, aber es muss ne Herausforderung sein. Ich meine so n Jahr das gleiche machen, wirds halt n bisschen langweilig. Das merke ich jetzt schon n bisschen, jetzt haste alles schon gemacht und man macht auch keine Fehler mehr, das ist auch blöd. Ja, man lernt ja einfach nix. Und das ist also, das ist mir wichtig, ne Herausforderung zu bekommen(...)“ (Trans_KJ_112013:302-306)

Im Zusammenhang damit steht auch der Wunsch nach einer möglichst vielseitigen und abwechslungsreichen Tätigkeit. Hierzu kann die Konfrontation mit einem sehr breiten Themenspektrum ebenso gehören, wie berufliche Reisen oder Konferenzen im Ausland. Entscheidend ist, dass weder Langeweile, noch Eintönigkeit bei der Arbeit entstehen.

Als positiv wird von den Befragten außerdem hervorgehoben, bei ihrer jeweiligen Tätigkeit viele Freiheiten zu genießen. Ein hoher Gestaltungsspielraum, wenig Kontrolle und ein hohes

Vertrauen durch die Vorgesetzten wird als sehr wünschenswert geschildert. Besonders Flexibilität hinsichtlich der Arbeitszeiten und der individuellen Zeiteinteilung und Selbstorganisation der Arbeit ist ein Aspekt, der von den Befragten sehr wertgeschätzt wird.

Im ersten Teil der Arbeit wurde ja bereits darauf eingegangen, welche Schwierigkeiten mit der Beurteilung der Adäquanz einer Beschäftigung einhergehen, besonders im Fall von Sozialwissenschaftler_innen. Zugleich wurde aber auch dargelegt, dass es der Wunsch vieler Studierenden und Absolvent_innen ist, eine Tätigkeit zu finden, die ihrem Studium angemessen ist.

„Also zu merken, dass in dem ich mich hab ausbilden lassen und dem was meine Interessen sind und eben was ich gut kann, dass das in ner hohen Übereinstimmung ist, das macht mir richtig Spaß. Also ich hab das Gefühl ich bin hier richtig“
(Trans_KJ_142013:303-305)

Tatsächlich spielt Adäquanz auch in den Aussagen der hier befragten Absolvent_innen eine wichtige Rolle. Das Bild, was von ihnen gezeichnet wird, soll nun etwas genauer betrachtet werden. Zunächst lässt sich feststellen, dass ein Teil der Befragten ihre Tätigkeit als sehr studiennah empfindet und von einer hohen horizontalen Adäquanz berichtet. Interessanterweise handelt es sich hierbei ausschließlich um diejenigen Befragten, die in der Wissenschaft tätig sind. Die Befragten, die außerhalb der Wissenschaft beschäftigt sind, empfinden ihre Tätigkeit als deutlich studienferner und berichten davon, Fähigkeiten aus dem Studium nur bedingt in den Beruf einbringen zu können.

Die Fähigkeiten und Kompetenzen, die von den Befragten als besonders hilfreich und prägend aufgeführt werden, lassen sich in zwei Gruppen aufteilen. Zum einen wären da die sogenannten *Hardskills*, also sozialwissenschaftliche Methodenkenntnisse, sowie Fachwissen und Theorien. Diese werden deutlich weniger genannt und auch hauptsächlich von den Befragten aus dem Berufsfeld der Wissenschaft. Zum anderen spielen *Softskills* eine Rolle, wobei besonders oft von einer spezifisch sozialwissenschaftlichen Denk- und Arbeitsweise gesprochen wird:

„Was ist der Sozialwissenschaftler? Sozialwissenschaftler is n Mensch, den man n Brocken hinwirft, also n Thema hinwirft und in 48 Stunden arbeitet ers dir auf, egal

welches Thema es ist. Das ist ein guter Sozialwissenschaftler. Wendig und flexibel, allgemein mit ner gesunden Allgemeinbildung, die von Trivia bis tiefer Intellektualität reichen kann. Des sind Generalisten und das sollten wir auch“ (Trans_KJ_132013:436-440)

Für die Befragten zählen hierzu neben einer besonderen Problemlösungskompetenz die Fähigkeit sich Informationen zu beschaffen, sich schnell in ein neues Thema einzuarbeiten, Informationen zu verarbeiten und zu systematisieren. Häufig genannt werden außerdem die Fähigkeiten, sich präzise und kompetent auszudrücken (sowohl schriftlich, als auch in Diskussionen), im Team zu arbeiten, Vorträge und Präsentationen zu halten, sowie – oft als wichtigste Kompetenz hervorgehoben – kritisch zu denken. Diese sozialwissenschaftliche Denkweise, das Hinterfragen vom Selbstverständlichen ist auch oft das, was Absolvent_innen zu sogenannten Störenfriede der Gesellschaft werden lässt:

„Du lernst das, was alle Menschen täglich irgendwie betreiben. (ähm) Du lernst was zu analysieren, wo es andere Menschen automatisch machen. Deswegen verändert man sich komplett durch das Studium“ (Trans_KJ_012013: 434-436)

Diese verschiedenen, eher abstrakten Fähigkeiten, die wenig mit konkretem Fachwissen zu tun haben, werden durchweg von allen Befragten angeführt und auch am häufigsten als hilfreich und relevant für die ausgeübte Tätigkeit empfunden. Gerade weil es sich nicht um fachspezifische Kenntnisse handelt, äußern auch Befragte, die eher studienfern beschäftigt sind, dass sie diese Fähigkeiten auch in ihrer Tätigkeit einbringen und nutzen können.

„(...)das hat Spaß gemacht, aber auch, dass ich da gemerkt habe, das fing schon während des Praktikums an, aber auch als da ich gearbeitet habe, dass doch dieses doch sehr theoretische Wissen aus dem Sowi-Studium, dass ich was damit anfangen kann, sodass ich bestimmte Denkweisen und Handlungsweisen, Sachen anzugehen gelernt habe. Und, dass die mir auch wirklich weiterhelfen, es ist ziemlich abstraktes Wissen. Ich kann Sachen konzipieren und ich weiß, wie ich arbeite. Und ohne dass mir viel von dem Fachwissen geholfen hat, so einfach die Denkweise, hat mir da sehr viel weitergeholfen. Das war ein gutes Gefühl zu merken, dass das theoretische Sowi-Studium doch so hilfreich ist(...)“ (Trans_KJ_022013:102-110)

Eine hohe Übereinstimmung von Studieninhalten und beruflicher Tätigkeit wird also als sehr positiv empfunden und auch gewünscht. Von Befragten, die ihre Tätigkeit als relativ studienfern beschreiben, wird auch Unzufriedenheit damit geäußert, so wenig ihrer im Studium erlangten Kompetenzen im Beruf nutzen zu können. Interessanterweise wird dieser Umstand in mehreren Fällen darauf zurückgeführt, nicht in der Wissenschaft tätig zu sein. Dieses Berufsfeld ist für die betroffenen Befragten jedoch laut eigener Aussage nicht erreichbar:

„Für mich war klar, daß die Wissenschaft nichts wird, weil ich einfach nicht gut genug war“ (Trans_KJ_132013:193)

„Also ähm muss ja sagen zum Anfang hat man natürlich, ich will jetzt niemandem die Illusion rauben (lacht), zum Anfang hat man ja noch die, die Vorstellung "Mensch, ich bin jetzt Diplom Sozialwissenschaftler" - (...) man hat natürlich erstmal die Vorstellung "Okay, ich gehe jetzt in irgend n Forschungsinstitut". (...) aber letztendlich hab ich dann recht schnell, eigentlich schon während des Studiums gemerkt, okay, wenn man, ich sag mal diesen wissenschaftlichen Fokus schon während des Studiums hat, durch unzählige Praktika oder irgendwelche Jobs hier am Fachbereich wie ihr zum Beispiel gerade macht, ähm, wenn man das dann nicht vertieft, da hat man dann nicht wirklich Chancen“ (Trans_KJ_102013:116-127)

„(...)also deswegen war diese ganze wissenschaftliche Tätigkeit auch für mich, ja, aufgrund der deutschen Sprache und aufgrund den fehlenden Basiswissen überhaupt nicht (äh) nicht relevant, ja. Und was sonst kann man mit Sozialwissenschaften machen (lacht), außer wissenschaftliche Tätigkeit. Muss ich euch fragen, so. Hm, garnicht.“ (Trans_KJ_152013:176-180)

Abschließend soll hier noch auf einen Aspekt eingegangen werden, der den Zugang zu Stellen betrifft: so erklären es einige Befragte zu ihrem persönlichen Anspruch, ohne den Rückgriff auf Kontakte oder Netzwerke an ihre Stelle zu gelangen und lediglich mit ihrer Persönlichkeit oder Leistung zu überzeugen.

„(Äh) die hab ich bewusst nicht genutzt (...) weil ich dachte ich will nicht aufgrund von Kontakten irgendwo nen Job kriegen, sondern ich möchte gerne aufgrund dessen,

dass ich mit meiner Person erstmal überzeuge (äh) 'n Job kriegen und dann eben 'n Job behalten aufgrund von dem, was ich abliefern an Leistung und (ähm) hab mich ganz bewusst dann auf Ausschreibungen hin beworben.“ (Trans_KJ_142013:198-202)

„Also wenn man halt diesen klassischen Sozialwissenschaftler nur sieht als "Ich mach jetzt hier mal Politik" oder Soziales in ner Einrichtung oder Stiftung, dann braucht man sicherlich Networking, Connections, Vitamin B, wie auch immer. Was ich eigentlich nie hatte und auch nicht möchte, muss ich ganz ehrlich sagen. Weil ich bin der Meinung man soll schon irgendwie durch seine Persönlichkeit überzeugen.“ (Trans_KJ_102013:685-689)

Diese Einstellung scheint jedoch eher die Ausnahme zu sein, wird doch von vielen anderen Befragten ganz im Gegenteil betont, wie hilfreich und wichtig bestimmte berufliche und private Kontakte und das Aufbauen von Netzwerken gerade für Sozialwissenschaftler_innen sind.

„(...)und ich glaub dass es heute noch viel wichtiger als noch vor 13 Jahren, möglichst schon vor oder während dem Studium schon immer zu gucken, wo man neben dem Studium schon Kontakte knüpfen kann und was machen kann, um da schon frühzeitig reinzukommen, ja?“ (Trans_KJ_172013:210-213)

4.3 Formale Ansprüche an eine Tätigkeit

Hinsichtlich formaler Bedingungen einer beruflichen Tätigkeit werden die diesbezüglichen Ansprüche mit dem Wunsch nach einer ausgewogenen Work-Life-Balance begründet. Dabei geht es nicht in allen Fällen um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, sondern bei vielen auch um eine allgemeine Ausgewogenheit von Arbeit und Privatleben, wozu neben Familie oder Partnerschaft auch Freizeit und Freunde gezählt werden. Vor allem der Wunsch, nicht zu viele Überstunden zu machen und sich die Arbeitszeiten selbst einteilen zu können, wird oft mit dem Schlagwort der Work-Life-Balance erklärt. Im Hinblick auf Familie – egal ob diese bereits gegründet wurde oder dies für die Zukunft geplant ist – betonen viele Befragte, dies durchaus als Grund anzusehen, bestimmte Kompromisse hinsichtlich anderer Ansprüche an eine Tätigkeit einzugehen und insgesamt mehr Wert auf Stabilität zu legen. Stabilität impliziert dabei zumeist eine unbefristete Beschäftigung, geregelte Arbeitszeiten, wenig Überstunden und eine ausreichende materielle Absicherung.

Auf die verschiedenen Einstellungen der Befragten hinsichtlich Befristung, Arbeitszeiten und Einkommen soll im Folgenden jedoch noch genauer eingegangen werden. Im Bezug auf die Befristung einer Beschäftigung konnten vier verschiedene Argumentationsmuster bei den Befragten identifiziert werden. Bei einem Teil der Absolvent_innen besteht der Wunsch nach einer unbefristeten Tätigkeit – Befristungen werden als große Unsicherheit empfunden, die es zu vermeiden gilt. Vielmehr stehen das Bedürfnis nach Stabilität und die Möglichkeit, Wurzeln zu schlagen und sesshaft zu werden im Mittelpunkt.

Ein anderer Teil der Befragten sieht die Befristung hingegen positiv. Von ihnen wird es geschätzt, durch eine befristete Stelle ungebunden und flexibel zu sein und immer wieder neue Dinge ausprobieren und sich entwickeln zu können. Die genannten Vor- und Nachteile einer Befristung führen bei einem dritten Teil der Befragten zu einer sehr ambivalenten Einstellung – die Vorzüge einer befristeten Stelle werden durchaus gesehen, jedoch auch die Tendenz erkannt, sich eine solche Befristung „schön zu reden“. In diesen Fällen werden die Vorteile auch nur zeitlich begrenzt als solche angesehen, beispielsweise während der Promotionsphase oder solange noch keine familiären Verpflichtungen vorhanden sind.

„Warum ich, glaube ich, sagen wir mal, auch so Unsicherheit ambivalent bewerte, auch im Sinne von, dass ich es häufig versucht habe auch für mich positiv zu werten, dass ich, glaub ich, schon auch so ein Typ bin: Ich weiß, ich habe unglaublich viele Interessen und möchte gerne verschiedene Sachen ausprobieren. Dass ich es, das klingt total doof und es wird auch (ähm) vielen anderen Situationen von anderen Menschen nicht gerecht, das weiß ich auch. Aber tatsächlich auch diese Unsicherheit, die inhärent ist, auch als Chance wahrzunehmen“ (Trans_KJ:162013:648-654)

Der übrige Teil der Befragten vertritt die Einstellung, dass eine Befristung nur zugunsten anderer, als wichtiger empfundener Bedingungen in Kauf genommen werden kann – so zum Beispiel für ein besonders spannendes Projekt, einen lückenlosen Einstieg ins Berufsleben oder die materielle Absicherung. Es wird jedoch betont, dass eine Befristung in diesem Fall nur übergangsweise akzeptiert werden könnte und sich nicht verstetigen sollte.

Die Arbeitszeiten spielen für die befragten Absolvent_innen insofern eine Rolle, als die meisten sich für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie oder die Work-Life-Balance im Allgemeinen wünschen, nicht allzu viele Überstunden machen zu müssen. In einem Fall wird

sogar explizit der Wunsch nach einer Teilzeitstelle geäußert, da dies als „gesündere Arbeits- und Lebensform“ (Trans_KJ_162013: 170-171) empfunden wird. Von anderen wird jedoch auch die Einstellung vertreten, dass lange Arbeitszeiten und Überstunden sich in bestimmten Fällen „lohnen“ können, also beispielsweise um ein bestimmtes Projekt voranzubringen oder ein berufliches Ziel zu erreichen. In diesen Fällen sollte jedoch in Betracht gezogen werden, dass dort (noch) keine familiäre Bindung vorhanden ist.

Ansprüche in Bezug auf das Einkommen werden nicht von allen Befragten geäußert und gehen in den meisten Fällen nicht über eine „ausreichende“ finanzielle Absicherung hinaus.

„Wenn es nicht genug ist, dann ist es zu wenig. Das ist Grenze, ja, dass es zu wenig ist“ (Trans_KJ_012013:693-694)

Die Bezahlung soll es also vielen Befragten zufolge ermöglichen, sich selbst und gegebenenfalls eine Familie davon zu ernähren, hat aber keinesfalls höchste Priorität. Im Speziellen wird der Wunsch geäußert, dass die Entlohnung auch eine Wertschätzung der erbrachten Leistung darstellt und dieser angemessen sein sollte – interessanterweise wird aber auch angeführt, dass auf eine hohe Bezahlung, ähnlich wie bei unbefristeten Stellen – zugunsten anderer Ansprüche an eine Tätigkeit verzichtet werden muss:

„Also es ist nichts Materielles. Auf jeden Fall. Denn das war mir immer schon klar, die Frage habe ich mir auch schon gestellt, bevor ich eine Studienwahl getroffen habe, habe ich denn Lust auf was Materielles oder habe ich Lust auf (ähh) meinen Horizont zu erweitern und da war das zweite auf jeden Fall die Antriebsfeder“ (Trans_KJ_012013: 577-581)

Teilweise wird hingegen durchaus der Anspruch geäußert, sich vom Einkommen auch etwas leisten zu können und einen bestimmten Lebensstandard zu halten.

Im Zusammenhang mit Stabilität und Absicherung soll hier noch auf zwei interessante Aspekte eingegangen werden, die in den Bedeutungskonstruktionen der Befragten zutage traten. Zum einen handelt es sich dabei um die Einstellung, Arbeit als Wert an sich zu begreifen und die materielle Unabhängigkeit, die damit verbunden ist, zur höchsten Priorität zu erklären:

„Ich mein, jeder kann ja mal für, sag ich mal, von Arbeitslosigkeit betroffen sein, und dann muss man sich entscheiden, ob man arbeitslos bleiben will, oder ob man, sag ich mal, bestimmte Jobs annimmt, die jetzt nicht unbedingt vielleicht nach Tarif bezahlt werden, aber eben trotzdem, sag ich mal, freieres und höheres Einkommen haben, also wenn man jetzt von, sag ich mal, den Transferleistungen lebt.“

(Trans_KJ_172013:191-196)

„Also ich muss sagen jeder hat auch andere Prioritäten. Also für mich ist es wichtig, dass ich arbeite. Dass ich mein Geld verdiene. Dass ich sozusagen von keinem (äh) (ähm) so materiell abhängig bin(...)“ (Trans_KJ_152013:512-514)

„Worauf ich keinen Bock hatte war, betteln gehen beim Arbeitsamt. Also bevor ich betteln gehen zum Amt, nehme ich eher ne prekäre Arbeit an (...)“ (Trans_KJ_132013:406-407)

Die Möglichkeit einer finanziellen Abhängigkeit vom Staat wird von diesen Befragten als schlimmstes Szenario empfunden und soll quasi um jeden Preis vermieden werden.

Ein anderer Aspekt, der mehrfach angesprochen wurde, ist, dass es für einige Befragte bei der Entscheidung für eine Arbeitsstelle besonders wichtig war, überhaupt erst mal einen Einstieg in den Arbeitsmarkt zu finden und deshalb zum Teil auch Stellen angenommen wurden, die eigentlich nicht den persönlichen Ansprüchen entsprachen.

„(...) ich war in dem Moment einfach nur glücklich, okay, ich bin wo angekommen. Es war von vornherein klar, dass ich in der Firma, wo ich angefangen habe, nicht Ewigkeiten bleibe, weil nicht alles so supertoll war, aber ich wusste okay, und das war mir schon damals bewusst, wenn man erstmal n Einstieg gefunden hat - und das ist heute ja nicht anders- dann ist es viel einfacher von dieser Treppe, auf der man steht, auf die nächste Stufe zu kommen(...)“ (Trans_KJ_102013:402-407)

Eine letzte formale Anforderung, die in den Interviews mit den Absolvent_innen zur Sprache kam, ist der Standort. In einem Fall wurde es tatsächlich zur höchsten Priorität erklärt, eine Arbeitsstelle in Berlin zu finden, während es in einem anderen Fall zumindest als wünschenswert bezeichnet wurde und in einem dritten Fall der Wunsch geäußert wurde,

gegen Ende des Berufslebens nach Berlin zurückzukehren. Davon abgesehen spielten räumliche Präferenzen hinsichtlich der Ansprüche an eine Tätigkeit in den Interviews jedoch keine Rolle.

5. Fazit

Sozialwissenschaftler_innen als Störenfriede der Gesellschaft – Zum Abschluss dieser Arbeit soll gedanklich noch einmal zu ihrem Anfang zurückgekehrt werden. Tatsächlich konnte anhand der Aussagen der hier befragten Absolvent_innen herausgestellt werden, dass Idealismus, aber auch die Identifikation mit der beruflichen Tätigkeit eine zentrale Antriebskraft für sie darstellt. Daneben – jedoch vermutlich auch nicht ganz davon zu trennen – nimmt für die Absolvent_innen das Interesse, die Begeisterung und der Spaß an der Arbeit einen hohen Stellenwert ein. Das Bild einer idealen Tätigkeit, das sich aus den Aussagen der Befragten ergibt, vereint neben dem Wunsch, diese mit Freude auszuüben und dabei etwas Gutes zu tun noch viele weitere inhaltliche Ansprüche: gesucht wird eine Arbeit, die vielfältig und abwechslungsreich ist, die die eigene Entwicklung vorantreibt und herausfordert, die viele Freiheiten und Gestaltungsmöglichkeiten bietet, ebenso wie ein angenehmes Arbeitsumfeld und eine ausgewogene Work-Life-Balance.

Was die inhaltliche Passung von Studium und Beruf betrifft, so scheint diese für Absolvent_innen, die in der Wissenschaft tätig sind, am einfachsten und deutlichsten wahrnehmbar zu sein. Angesichts des ansonsten breit gefächerten Berufsfeldes von Sozialwissenschaftler_innen überrascht das kaum – interessant ist jedoch, dass von allen Befragten besonders die abstrakten Fähigkeiten, die jenseits von Fachwissen und Methodenkenntnissen im Studium vermittelt werden, als wichtig und gewinnbringend betont werden. Bei einem Blick auf die Dimensionen, die unter dem Begriff der Adäquanz zusammengefasst werden, wird auch klar, dass diese für viele der Befragten wohl auch deshalb gegeben ist, da ihre Tätigkeit mit einer hohen Verantwortung und kognitiven Anforderung einhergeht.

Der soziale Status als Indikator für vertikale Adäquanz hingegen scheint für die befragten Absolvent_innen keine Rolle zu spielen. Ebenso werden viele formale Ansprüche – insbesondere das Einkommen – zugunsten inhaltlicher Ansprüche zurückgestellt. Die Toleranzgrenze scheint diesbezüglich höher zu sein, als es viele Studien zum Berufserfolg von Akademiker_innen suggerieren. Es ist jedoch auch denkbar, dass eine höhere Akzeptanz von

Unsicherheit bei Absolvent_innen der Sozialwissenschaften erst durch eine Art Gewöhnungseffekt zustande kommt – also dadurch, dass sie aufgrund ihrer Studienfachwahl gar nicht erst mit einer sicheren und gut bezahlten Beschäftigung rechnen. Der Wunsch nach materieller, vertraglicher und zeitlicher Sicherheit ist jedenfalls durchaus vorhanden und steht häufig in Zusammenhang mit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie.

Unterscheiden sich die subjektiven Ansprüche von Sozialwissenschaftler_innen also von denen der Absolvent_innen anderer Fächer? Auch wenn viele Aspekte in den geführten Interviews von einem großen Teil der Befragten unabhängig voneinander genannt wurden, kann diese Frage so pauschal keinesfalls beantwortet werden. Vielmehr bestätigen die Ergebnisse dieser Studie die Annahme, dass jede Person über ein eigenes, subjektives Relevanzsystem bezüglich einer beruflichen Tätigkeit verfügt und Indikatoren für den Berufserfolg kaum geeignet sind, um den Einzelfall zu analysieren. Erfolg ist also etwas, was jeder für sich selbst definiert – und das nicht zwangsläufig mit dem Beruf zusammenhängen muss.

Eine wichtige Frage, die sich hier ergibt und die Potential für zukünftige Forschungsprojekte bietet, ist also die Frage nach der individuellen Definition von Erfolg. Außerdem erscheint es sinnvoll, die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit zu den subjektiven Ansprüchen von Sozialwissenschaftler_innen an eine berufliche Tätigkeit durch weitere Studien dieser Art zu ergänzen und zu vertiefen – denkbar wäre hierbei auch der systematische Vergleich verschiedener Universitäten, Fachrichtungen und Abschlussjahrgänge. Insbesondere für Studierende der Sozialwissenschaften wäre es schließlich noch sehr hilfreich, die vielfältigen Ratschläge und Empfehlungen der Absolvent_innen, die in die Interviews eingeflossen sind, aufzuarbeiten und zur Verfügung zu stellen. Allgemein sind die Ergebnisse dieser Absolvent_innenstudie für Studierende mit Sicherheit von großem Interesse – auch wenn die Orientierung im weit gestreuten Feld der Berufsmöglichkeiten für Sozialwissenschaftler_innen ihnen zuletzt selbst überlassen bleibt:

„Ich sag immer, wenn ich gefragt werde, was ich studiert habe und was man damit machen kann, dann sag ich immer naja, vom Taxifahrer zum Bundespräsidenten ist alles drin“ (Trans_KJ_172013:204-206)

6. Literaturverzeichnis

Abels, Heinz (2009): Einführung in die Soziologie. Band 1. Der Blick auf die Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Diaz-Bone, Rainer/ Küffer, Anne-Catherine (2004): Berufliche Situation und Tätigkeitsfeld von Sozialwissenschaftlern. Eine Analyse mit dem Mikrozensus 2000. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis (SuB) 27. (2), S. 171–184.

Dörre, Klaus/ Neis, Matthias (2008): Forschendes Prekariat? Mögliche Beiträge der Prekarisierungsforschung zur Analyse atypischer Beschäftigungsverhältnisse in der Wissenschaft. In: Klecha, Stephan. Krumbein, Wolfgang (2008): Die Beschäftigungssituation von wissenschaftlichen Nachwuchs. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 127-142.

Honert, Moritz (2006): Die Soziologen. In: <http://www.zeit.de/campus/2006/standards/studentenklischees/soziologen> (letzter Zugriff: 29.07.13).

Kohlbacher, Florian (2005): The Use of Qualitative Content Analysis in Case Study Research. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 7(1), Art. 21.

Kräuter, Maria/ Oberländer, Willi/ Wießner, Frank (2009): Arbeitsmarktchancen für Geisteswissenschaftler. Analysen, Perspektiven, Existenzgründung. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag GmbH.

Kühne, Mike (2009): Berufserfolg von Akademikern. Theoretische Grundlagen und empirische Analysen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Mayring, Philipp (2000): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 1(2), Art. 20.

Oertzen, Jürgen von (2006): Grounded Theory. In: Behnke, Joachim/Gschwend, Thomas/Schindler, Delia/Schnapp, Kai-Uwe (Hg.): Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren, Baden-Baden: Nomos, S. 145-154.

Schmidt, Christiane (1997): «Am Material»: Auswertungstechniken für Leitfadeninterviews. In: Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Annedore (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim; München: Juventa, S. 544-568.

Teichler, Ulrich (2003): Hochschule und Arbeitswelt. Frankfurt am Main: Campus.

7. Anhang

Anhang 1: Codierleitfaden

Kategorie	Definition/Dimensionen + Notizen
Horizontale Adäquanz	
A1: konkrete Adäquanz	Fachwissen Methoden Hardskills
A2: abstrakte Adäquanz	Formulieren/Schreiben Kritisches Denken Problemlösung Systematisieren Informationsbeschaffung und -verarbeitung Netzwerken Teamarbeit Softskills Allgemeinwissen/-bildung
A3: hoch	Identifikation als Sozialwissenschaftler_in Tätigkeit wird als sehr studienah empfunden WISSENSCHAFT
A4: bedingt	Teilweise können Wissen und Fähigkeiten aus Studium in die Tätigkeit eingebracht werden, insbesondere abstrakte Fähigkeiten manchmal Tätigkeit als studienfern empfunden, trotzdem kann einiges in Tätigkeit eingebracht werden NICHT WISSENSCHAFT
Studienmotivation	
M1: bedingt reflektierte Wahl	Interesse Schulfach Spaß
M2: bewusste, intrinsisch motivierte Wahl	Begeisterung Leidenschaft Neugierde Therapie Idealismus

	2X DDR Hintergrund 3x Handwerkliche Ausbildung vor Studium
M3: berufsorientierte Wahl	Studium als Weg, um in einen bestimmten Beruf zu gelangen beide Journalismus
Subjektive Ansprüche an Tätigkeit	
Inhaltliche Ansprüche	
S1: Vielfalt	Abwechslungsreich Breite keine Langeweile/Eintönigkeit Reisen
S2: Leidenschaft	Spaß Freude spannend Interesse Enthusiasmus Begeisterung
S3 Idealismus	Wissenschaft in Praxis tragen etwas Bewirken/Verändern die Welt verbessern kritisch sein Output sehen, Ergebnis sehen dahinter stehen, authentisch sein Identifikation
S4: Entwicklung fördern	Anspruchsvoll Herausforderung lebenslanges Lernen Dazulernen Vorankommen
S5: Vereinbarkeit	Familie Partner Freunde Privatleben Work-Life-Balance zeitlich
S6: Umfeld	Nette Kollegen gutes Arbeitsklima Feedback nette Chefs Austausch Teamarbeit
S7: Anerkennung	Wertschätzung der Leistung durch andere, positives Feedback nicht: Status, Prestige
S8: Freiheiten	Gestaltungsspielraum wenig Kontrolle Flexibilität (Arbeitszeiten)
S9: Adäquanz	Tätigkeit soll zu Studium/Schwerpunkten passen Gegenbeispiele: nicht gut genug für Wissenschaft Sprachbarriere

	keine Chance
Formale Ansprüche	
S10: Befristung	a) positiv (Freiheit, Wechsel etc.) b) negativ c) als Opfer für eine gute, spannende Sache d) ambivalent
S11: Zeit	a) Vollzeit wichtig b) Teilzeit besser c) nicht zu viele Überstunden d) Überstunden, wenn es sich lohnt
S12: Geld	a) Nicht höchste Priorität, davon Leben können (oft zugunsten von Idealismus oder Spaß) b) der Leistung angemessen c) sich etwas Gönnen können
S13: Berlin	In Berlin bleiben können Lebensmittelpunkt nach Berlin zurückkehren Freunde, Familie Bindung an Ort
S14: Arbeit als Wert an sich	Höchste Priorität ist es, überhaupt Arbeit zu haben Keine Arbeitslosigkeit, nicht auf der Tasche des Steuerzahlers liegen materielle Unabhängigkeit auch in Zusammenhang mit Prekarität genannt: lieber prekär, als arbeitslos
S15: ohne Netzwerk	Arbeit ohne Hilfe von Kontakten finden, bewusst verzichten andere betonen, wie essenziell und hilfreich es ist, zu netzwerken manchmal als Vorteil eines Jobs, dass dort Kontakte geknüpft und hergestellt werden können
S16: Einstieg	Möglichst lückenloser Einstieg ins Berufsleben Einstieg oft problematisch direkt Arbeitserfahrung sammeln